

zu beobachten! Hier steigt eine üppige Dame aus der Fluth und ihr nasses Gewand liegt drall und prall an ihren Rundungen, so zwar, daß es stellenweise aussieht, wie zwei Segel, die vom Winde geschwellt werden. Dort verläßt ängstlich ein zartes Wesen das Wasser und die schwächtigen Glieder scheinen nur von einem Schleier verhüllt zu sein. Hier leuchtet ein nackter Busen auf den Wellen, dort ragt ein kleiner Fuß in die Höhe, hier erblickt man zwei weiße Arme, dort üben zwei Beine die Fußtempi und bei diesem Anlasse treten von Zeit zu Zeit zwei Schwimmblasen an die Oberfläche des Wassers, zwei reizende, volle, runde Schwimmblasen, mit welchen man sich gern auf die hohe See der Liebe hinauswagen möchte.

Und diese Schwimmblasen sind es, wie gesagt, zumeist, welche plagen und dann beweisen, daß die Natur doch noch schöner ist, als das schönste Schwimmkostüm. Gräfs „Märchen“ (dieses vielgenannte und weitbekannte Bild) stellt eine junge Dame dar, welche die Fischflossen abstreift, um mit ihrer schönen Nacktheit und nackten Schönheit paradiren zu können. Man behauptet, daß reizende Damen in Trouville ebenfalls absichtlich die Schwimmblasen bersten lassen und die Schwimmanzüge zerreißen, weil sie all' ihre Reize enthüllen und beweisen wollen, daß der bloße Frauenleib mehr ist, als ein bloßes Märchen. Man sollte es gar nicht glauben, wie genau die Pariserinnen ihre Reize kennen und wie sehr sie darauf bedacht sind, dieselben in's rechte Licht zu stellen. Man denke, die jungen Mädchen lernen in den Schulen ihre eigene liebe Persönlichkeit achten und respektiren und sie prüfen gegenseitig ihre geheimen Schönheiten und diskreten Eigenschaften. Jedemfalls weiß aber jedes Pensionatsfräulein einen reizenden Busen mit steinharter Umgebung zu schätzen und kennt ganz genau den Werth einer kleinen, niedlichen, originellen Mouche am Oberschenkel. Die Zeit ist längst dahin, in welcher die wahre Unschuld von ihrer Unschuld gar nichts wußte, denn heutzutage ist jede französische Kostüere in der Lage, der berühmten Manon Lescaut einige Variationen der Liebe mitzutheilen, von welchen die gute Manon noch keine Ahnung hatte.

Die Pariserinnen beweisen denn auch zu Trouville, daß sie nicht daran denken, ihr Licht unter den Scheffel zu stellen. Sie wissen, daß die Männer die Rage nicht mehr im Sack oder im Unteroock kaufen, sondern daß sie vollständig im Klaren sein wollen über all' jene Eigenschaften, welche die Frauen in's Brantgemach mitbringen. Unsere realistische Zeit will nichts mehr von der Verlogenheit aller steifen Einsätze und der Niederträchtigkeit aller Tournüren wissen, sie will Wahrheit, die nackte Wahrheit und das bedeutet in Trouville die wahre Nacktheit.

* * *

Gaston von Billeneuve war ein Fanatiker dieser Art von Wahrheit. Seit fünfundsiebenzig Jahren (er zählte jetzt genau sechsundvierzig Jahre) erschien er alljährlich in Trouville, badete hier und war hinter allen engen Damenschwimmhosen her. Er wartete geduldig „bis die Bombe plage“, wie er sich ebenso gewählt wie treffend ausdrückte. Gaston war kein Pechvogel, denn schon vor fünfundsiebenzig Jahren, als er noch ein grüner Junge gewesen, lachte ihm ein Vollmond aus einem lädirten Schwimmanzug entgegen. Der Fall war folgender: Eine junge, üppige Wittwe, Marie von Armande erschien stets

in sehr straff gezogenen Badekleidern im Bade und es war ein Vergnügen, die Geographie ihres Leibes, diese Buchten und Schluchten, Hügel und Gipfel zu bewundern. Sie betrachtete den jungen Gaston gar nicht (umso mehr er sie), sondern beschäftigte sich zumeist mit einem bejahrteren Herrn, dem Ministerialrath Guy von Vanlope, der sie in's Bad geleitete, ihr den Bademantel abnahm, sie von hinten ein wenig mit Wasser bespritzte (damit sie halbwegs abgekühlt in die Wogen steige) und der ihr all' jene kleinen Dienste leistete, welche ein Kammerdiener oder ein Stubenmädchen verrichten. Eines Tages, als die schöne Wittwe dem guten alten Vanlope ihre Rückseite zur Bespritzung darbot (und unser Freund Gaston von der Ferne das schöne Schauspiel bewunderte), da ereignete sich etwas Unerhörtes. Das Badekostüm hielt nicht Stand. Man hörte ein eigenthümliches Geräusch und das Kleid ging an jener Stelle des Körpers, welche ohnedies schon getheilt ist, entzwei. Wie eine Klappe öffnete sich der Schwimmanzug und ein komisches Gesicht mit dicken, runden Wangen schaute den alten Ministerialrath durch dieses seltsame Guckloch an. Die Wittwe fühlte den frischen Luftzug und begriff sofort die Situation. Sie warf sich dem alten Vanlope in die Arme und schluchzte: „Sie haben meine Schande gesehen! Sie müssen mich heirathen.“ . . . Und der Alte heirathete sie.

* * *

Er muß übrigens nicht gar so alt gewesen sein, denn die Wittwe bekam im Verlaufe von drei Jahren drei Kinder — leider drei Töchter. Herr Vanlope zeigte sich Jahr für Jahr in Trouville und als die Kinder heranwuchsen, erschienen auch sie. Gaston von Billeneuve, der ebenfalls alljährlich in Trouville badete und seit der Katastrophe der schönen Wittwe Marie gar manches ähnliche Antlitz gesehen hatte, bewunderte bald nicht mehr die Mutter, sondern wandte seine Aufmerksamkeit den Töchtern zu, die allgemach zu blühenden Jungfrauen heranreiften und eine Fülle von Formen darboten, welche alle Achtung verdiente.

Gaston hielt sich immer fern, denn er spielte am liebsten den stillen Beobachter. Trotzdem konnte er wahrnehmen, daß der ältesten Tochter der braven Marie eines Tages das Schwimmkostüm ebenfalls versagte und die kluge Maid mit dem bekannten Aufschrei: „Sie haben meine Schande gesehen! . . . Sie müssen mich heirathen!“ dem zunächst badenden jungen Manne in die Arme stürzte. Derselbe heirathete sie in der That. Auch die zweitälteste Tochter hatte zwei Jahre später das Unglück, einen Schlit zu extemporiren, und als Pflaster auf die offene Wunde ihrer Schwimmhose wurde ein Bräutigam gelegt, nämlich ein junger Mann, der sich just in ihrer Nähe befand. Gaston begriff bald, daß die schöne Wittwe feinerzeit die Katastrophe ihres Höschens künstlich beschleunigt hatte und daß sie nunmehr ihren Töchtern solche Explodirhöschchen anlegt, um sie leichter an den Mann zu bringen. Es ist fast unglaublich, was die Frauen heutzutage erfinden, um zum Traualtar zu gelangen. Manche Hose muß geopfert werden, bis ihre Trägerin unter die Haube kommt.

Gaston war unvorsichtig genug, der jüngsten Tochter des Herrn Guy von Vanlope und der Frau Marie von Armande heuer den Hof zu machen. Ihm gefiel das kräftige, dralle

Mädchen und er dachte, daß sein Alter der beste Schutz gegen — Explosionen sei. Doch er sollte sich täuschen. Dasselbe, was allen Frauen dieser Familie passirte, ereignete sich auch bei der jüngsten Tochter des Hauses. Eines Tages öffnete sich das Badekostüm und der runde Pfirsich trat an's Licht. Gaston war bei diesem Anblick gerührt. Die Frucht war offenbar von demselben Baume, dessen Früchte er bereits kannte, aber dieselbe war dennoch fester, feiner, edler, fast wollte er sagen: duftiger. Doch aus seinen angenehmen Betrachtungen weckte ihn bald die ihm nicht ganz unbekanntere Versicherung: „Sie haben meine Schande gesehen! . . .“ Weiter ließ er aber die junge Dame nicht sprechen, denn, seine ganze Geistesgegenwart zusammenfassend, sagte er: „Durchaus keine Schande, mein Fräulein, Sie können sich damit schon sehen lassen. . .“

Sprachs und verschwand in den Wogen. Das junge Mädchen war im ersten Moment verblüfft, dann aber hielt es die eine Hand vor das obere und die andere Hand vor das untere Gesicht und wollte ebenfalls verschwinden. Die Mama kam herbei, denn sie ahnte Unheil. Als sie sah, daß ihre Tochter nicht im Stande war, mit ihren kleinen Händen Das zu bedecken, was sie verhüllen wollte und als sie weiters hörte, was geschehen, da stand sie eine Weile sprachlos da. Dann aber blickte sie voll Mutterstolz auf den runden Hinterbusen ihrer Tochter und sagte: „Sei ohne Furcht! Auf diese Frucht wird ein Anderer gern anbeißen . . . Du mußt nur nächstens einen größeren Riß zeigen . . . Die miserablen Männer wollen jetzt nach dieser Richtung die größten Portionen haben.“

Fragen und Antworten.

Was ist die Mode?

Die Kunst, alle Welt Dasjenige tragen zu lassen, was nur Einigen gut läßt.

*

Was sehen die Mütter nie?

Die Väter, so wie sie sind, und daß ihre Töchter jünger sind als sie.

*

Was ist der Mund?

Bei Vielen nichts als ein Zigarrenbehälter.

*

Was ist ein Ring?

Das erste Glied einer Kette.

*

Was ist der Zufall?

Der Gott der Gottlosen.

*

Was ist die Liebe?

Ein enfant terrible; eine Krankheit des Herzens; ein junger Mensch, der es eilig hat; ein Blinder ohne Hund; der König der Könige.

*

Was ist ein Weib?

Der Körper unserer Träume; Eine, die Glückliche macht und Unglückliche tröstet; die Königin der Männer; Alles für Alle.

*

Was ist die Eifersucht?

Der Schatten der Liebe.

Der Floh.

Erzählung von P — n n.

Ich wiederhole Ihnen, Solanthe, daß Bertrand, seitdem er von seiner Reise zurückgekehrt ist, sich gar zu zärtlich mit Ihnen benimmt!

— Aber nehmen Sie doch Vernunft an, lieber Siegfried; Sie werden mir doch nicht wegen meines Mannes eine Eifersuchts-Scene machen wollen?

— Aber ich mag keine Theilung; ich bin nun einmal so. Es wäre mir ein Greuel, eine Frau in meine Arme zu schließen, von der ich wüßte, daß ihre Lippen vor einer Stunde von jenen eines andern Mannes berührt wurden.

— Ich erkenne daran die Zartheit Ihrer Gefühle, mein Freund; aber Sie können ganz beruhigt sein. Bertrand ist blond, von einem faden Blond; ich aber liebe nur die Braunen. Seit zwei Jahren haben alle ehelichen Beziehungen zwischen uns aufgehört. Wir sind ganz einfach zwei Kameraden, die einander sehr achten und Seite an Seite den Lebensweg dahin wandeln, wobei wir uns die Hand reichen — und nicht mehr. In der „Hauptsache“ aber gehöre ich Ihnen und nur Ihnen, mein geliebter Siegfried.

— Ja, ich weiß es; Das sagt man immer. Kurz, ich werde aufpassen und wenn ich das Geringste entdecke, verlasse ich augenblicklich das Schloß und Sie sollen nie wieder etwas von Ihrem Siegfried hören. Auf Edelmannswort!

Diese Unterredung fand an einem schönen Sonntagsmorgen zwischen der Gräfin Dörenstein und dem jungen Freiherrn Siegfried von Pürnik in der schönen Pappel-Allee statt, welche von Schlosse zur Dorfkirche führte. Um zehn Uhr sollte der Gottesdienst beginnen; der Graf aber war — wie immer — nicht rechtzeitig fertig. Unsere beiden Liebenden waren denn vorausgegangen und benützten dieses kurze Alleinsein, um ein kleinwenig zu zanken, was Verliebte am liebsten thun, wenn sie nicht gerade einen schöneren Zeitvertreib haben.

Die Gräfin und der Baron ließen sich in einer noch leeren Bank nieder, mitten unter Bauern, Pächtern, Hirten und dergleichen Volk. Der Graf kam erst, nachdem der Gottesdienst begonnen hatte. Er war gelect und geschmiegelt und sah frisch und rosig aus, wie Einer, der sich vollständig ausgeruht, eine angenehme Nacht verbracht hat.

*

Unter dem Gedränge des biedereren, neugierigen Landvolkes, das den Schloßherrn und die „gräßliche Gnaden“ sehen wollte, verließ man endlich die Kirche und kehrte ins Schloß zurück, wo man sich zum Frühstück begab. . . .

Siegfried hatte Recht; niemals hatte sich der Graf so aufmerksam und so zärtlich für seine Frau gezeigt. Er trieb allerlei lustige Schwänke, rieb sich an sie, kneipte sie in die Arme und in die Wangen und Siegfried mußte gute Miene zu diesem bösen Spiel machen.

Nach dem Frühstück, während dessen die Gräfin sich seltsam aufgeregt zeigte, mit den Schultern fortwährend zuckte und sich mit den Händen bald dahin bald dorthin fuhr, benützte denn Siegfried den Umstand, daß der Graf in den Part

ging eine Zigarrette rauchen, um seine Klagen von Neuem zu beginnen.

— Schon gut, schon gut! sagte Jolanthe, indem sie ihm mit der Hand den Mund verschloß. Ihr ewiges Gejammer langweilt mich schon und Sie thäten besser, mir den Floh suchen zu helfen, der mich peinigt.

— Wie, Sie haben einen Floh? rief Siegfried, den die Aussicht auf diese liebliche Jagd mit einem Schlage heiter stimmte.

— Jawohl; ich habe mir einen von all' dem Bauernvolk in der Kirche geholt und es muß einer von schwerem Kaliber sein, denn ich bin buchstäblich zerfleischt.

— Nun wohl, wir wollen den Floh mit einander suchen und ich will in meiner Aufopferung so weit gehen, mich selbst dem Unthier zum Fraß anzubieten.

— Oh, Sie sind braun und haben daher nichts zu fürchten. Man hat konstatiert, daß die Flöhe nur die Blondes lieben. Es ist eben Geschmacksache.

— Schau, schau! Also, wenn ich blond wäre . . .

— Oh, da wäre ich ganz ruhig; nach einem Tête-à-tête von fünf Minuten mit Ihnen wäre ich befreit.

Von dieser Idee erheitert, gingen Jolanthe und Siegfried in das Gemach hinauf, welches das „Kaiser Franz-Zimmer“ hieß. Es war ein großes Gemach in einem isolirten Flügel des Schlosses, völlig in dem Zustande, in welchem es sich befand, als Kaiser Franz I. auf einer Durchreise daselbst übernachtet hatte. Es war von Möbeln so ziemlich entblößt und enthielt wenig mehr als ein breites Himmelbett, auf welchem eine rothe Sammtdecke, mit Salamandern in verblaßtem Golde reich gestickt, ausgebreitet lag. Dieses Möbelstück war übrigens mehr als genügend, um zu plaudern, mit der Gewißheit ungestört zu bleiben, weil es Jedermann streng verboten war, das „Kaiser Franz-Zimmer“ zu betreten.

In diesem Raume pflegten die beiden Verliebten ihre Zusammenkünfte zu halten, weil sie hier in voller Sicherheit waren und hier entkleidete sich Jolanthe, damit Siegfried ihr den Floh suchen könne. Sie glaubte, es werde genügen, das Nieder abzulegen; allein die sorgfältigste Absuchung ihres reizenden Oberkörpers führte zu keinem Resultate: der Floh blieb unsichtbar. Die Gräfin mußte sich denn entschließen, auch die übrigen Hüllen fallen zu lassen und sich auf die goldgestickten Salamander hinzustrecken, damit Siegfried weitersuchen könne. Es waren ihm übrigens keine unbekanntes Gebiete, die er durchstreifte. Die Wahrheit gebietet mir zu sagen, daß er mit leerer Hand von der Jagd zurückkehrte. Nicht nur verlor er jede Spur des bissigen Thieres, sondern es wurde ihm auch strengstens untersagt, anderen Spuren zu folgen, obgleich die Umstände hiezu gar sehr einluden.

— Nein, nein, Liebster, sprach Jolanthe, indem sie sich rasch ankleidete. Ich glaube jetzt von dem verd . . . Beest befreit zu sein; und was das Andere betrifft, wäre es zu unvorsichtig, jetzt am hellen Tage . . .

— Madame, es ist ein schlechter Spaß, mir so die Pforten des Paradieses zu öffnen und sie mir wieder vor der Nase zuzuwerfen.

— Gut, gut, brummen Sie nicht; man wird trachten, Sie nach dem Diner zu entschädigen.

Sie gingen hinab und in dem Augenblicke, als sie das Billardzimmer betraten, wo der Graf sich eben im Caramble übte, sagte Jolanthe leise zum Baron:

— Siegfried, ich habe ihn noch immer.

— Was denn?

— Den Floh. Er beginnt schon wieder seine Promenaden.

— Sollen wir wieder hinaufgehen?

— Nein, nein; es würde übrigens nichts nützen; Sie sind nicht blond . . .

Der Tag verlief ohne weitere Zwischenfälle. Siegfried zählte die Minuten, die ihn von dem versprochenen Rendez-vous trennten; die arme Gräfin aber setzte den heldenmüthigen Kampf gegen den unsichtbaren Feind fort. Was den Grafen Bertrand betrifft, so ward er geradezu unerträglich durch seine Zärtlichkeit für Jolanthe.

Gegen zehn Uhr endlich sah sich Baron Siegfried mit der Gräfin einen Augenblick allein.

— Nun, was ist's mit dem „Kaiser Franz-Zimmer“? fragte er sie.

— Oh, heute nicht! . . . sagte sie ein wenig verlegen. Dieser fürchterliche Floh hat mich ganz nervös gemacht. Ich bin in einem geradezu fieberischen Zustande und bitte um die Erlaubniß, mich in meine Gemächer zurückziehen zu dürfen. Gute Nacht!

Während Siegfried ganz verblüfft dastand, sah er den Grafen auf sich zukommen.

— Mein lieber Baron, sprach er, gestatten Sie mir, daß ich mich zurückziehe; ich will morgen zeitig früh aufstehen und nach meiner Wirthschaft schauen.

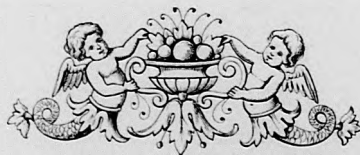
— Nur zu, nur zu! . . . erwiderte Siegfried, von einem fürchterlichen Zweifel erfaßt. — Gute Nacht, lieber Graf!

*

Baron Siegfried verbrachte eine schlaflose Nacht. Als er um sechs Uhr aufstand und in den Garten hinabging, fand er daselbst schon den Grafen, in Lodenrock und Zuchtenstiefeln, mit der Büchse auf der Schulter, zum Aufbruch bereit.

— Nun, fragte der Baron, haben Sie gut geschlafen, lieber Graf?

— Kein Auge geschlossen, mein Theurer. Ich muß heute Nacht irgendwo einen Floh bekommen haben, und zwar einen von schwerem Kaliber, denn ich bin buchstäblich zerfleischt . . .





— Ist Das nicht ein schönes Spiel, Comtesse?
— Ja, aber vierhändig spiele ich nur am Klavier.

Badeleben.

Stoßseufzer der Frau von Diamantstein.

— Gott über die Welt! Vor zwanzig Jahren habe ich Alle in Flammen versetzt, heute kann ich sie nicht einmal erwärmen; — wie alt werden doch die Männer!

*

Zu kalten Bädern.

— Gegen welches Uebel gebrauchst Du die kalten Bäder, Laura?

— Leider gegen die Liebe.

*

Galant.

— Herr Graf, was sagen Sie zu meinem neuen Badekostüm?

— Meine Gnädige: bisher glaubte ich nur, daß Sie sich mit Geschmack zu kleiden verstehen; jetzt sehe ich, daß Sie sich auch reizend zu entkleiden verstehen.

*

Ein Gefährlicher.

Frau K. zu Herrn Habicht:

— Wissen Sie, lieber Freund, daß Sie unter allen Herren, die hier weilen, für uns Frauen der Gefährlichste sind.

— Oh, Madame! . . . wehrt sich Herr Habicht bescheiden.

— Jawohl, wir dürfen Sie nur anschauen, damit uns alle Lust zu den Männern vergehe.

Verhängniß.

Und will man mich jetzt auch lästern,
War doch ich von Freude besetzt,
Als aus der Schaar meiner Schwestern
Er mich allein nur erwählt.

Als mich seine Lippe berührte
Im heißen, verzehrenden Kuß,
Da war's, wie wenn leise vibrierte
Durch's Herz mir ein Heimathsaruß.

Wie hab' ich an seinem Munde
Mit heißer, verzehrender Gluth
Ach, nur eine einzige Stunde
In meinem Leben geruht.

Da hab' ich ihm Alles gegeben,
Was ich ihm bieten nur konnt',
Mich selbst, meine Seele, mein Leben,
Und er hat es grausam gelohnt!

Er hat mich dann weg geschleudert
Mit kaltem, verachtendem Blick, —
— Das ist des Cigarrenstummels
Arenwiges, böses Geschick.

Ignaz Pauer.



Ein Postskriptum.

Humoreske von Carolus Brio.

Warum war es aber auch der Frau Baronin Bulz eingefallen, im Alter von vierzig Jahren ihren Töchtern einen Miterben zu geben? Es gibt eben Nachsaisons, die gar zu heiß sind . . .

Ich weiß, was man mir entgegenhalten wird. — „Die Frau Baronin ist noch sehr schön, ihr Nieder zeigt noch nicht den bedenklichen Umfang der überreifen Damen und daß ihr Haar . . .“ Gewiß, ja; ich weiß es; sie ist blond und ich gebe zu, daß ihr Aussehen ihren Taufschein Lügen strast. Sicherlich würde auch jeder Andere an der Stelle ihres Gemahls, des Freiherrn von Bulz . . . Aber man wird zugeben müssen, daß eine Schwangerschaft in diesem Alter den bösen Zungen zu lachen gibt und daß die arme Baronin ausah, wie ein altes Mädchen, das beim Blindkußspiel sich „vergessen“ hatte.

Also, die Baronin war im Zuge, dem Staate einen Krieger, den Manichäern zu hundertzwanzig Prozent einen Klienten, den Cocotten ein Hühnchen zu rupfen vorzubereiten. Sie schickte sich an, Mutter zu werden, — die Glückliche!

„Sigmund, ich bin schwach, so schwach“ sagte sie dem Baron oft und immer öfter. — „Aber nein! aber nein!“ erwiderte zerstreut der Gatte, der sich nicht mehr in der Stimmung fühlte, an dem Kindbett dieser alten Kage zu seufzen. Im Grunde wüthete er und auch sie war anfänglich sehr verdrossen. Sie wünschte den kleinen Ungelegenen zum Teufel, der sich anschickte, ihr die Taille zu verderben, um später ihr Vermögen zu vergeuden. Denn es wird ein Sohn werden, sagte sie sich; es muß ein Sohn werden; sie hat genug mit

zwei Töchtern, die ihr zwei Damokles-Schwiegeröhne über dem Haupte halten. Dann hatte sie sich allmählig in ihr Schicksal ergeben; die kleinen und großen Sorgen einer „jungen Mutter“ schmeichelten ihrer Koketterie und schließlich fühlte sie sich glücklich.

Ja, aber was sollte sie Mimi sagen?

Mimi war eine kleine Dame von acht Jahren, neugierig und geschwätzig wie alle Mädchen in diesem Alter. Ein Junge von der Faktur des Barons konnte nicht so eingeschmuggelt werden wie eine Schinke beim Mauthschranken und Mimi beklagte ihre arme Mama, die „so schrecklich dick“ ward. Halbe Sätze, die sie im Vorübergehen auffing, drollige Worte, die sie hörte, ohne sie zu verstehen und dieses Stillschweigen, das oft ganz plötzlich, wie mit der Schärfe eines Schwertes die begonnenen Unterhaltungen abschnitt, — alle diese Umstände richteten vor Mimi's kindlicher Neugierde undurchdringliche Schleier auf. Mit Verwirrung und Wißbegierde in den Blicken stand sie oft vor dem Kinderzeug, das reich bebündert bereit lag und auf irgend etwas zu warten schien.

Eines Tages konnte sie ihre Neugierde nicht länger meistern. Erstaunt darüber, daß Mama fortwährend über Uebelkeiten klagte, während sie so dick und breit ansah, ging Mimi geradenwegs auf die Sache los. Was ist denn Das, was Mama da hat? fragte sie.

— Mein Kind, das ist . . . ein Postskriptum, erwiderte der Baron.

Ein Post . . . Fräulein Mimi hatte sich das Wort nicht merken können und war darüber verzweifelt. Ein Post . . . Jetzt wußte sie so viel wie zuvor. Hätte sie sich das Wort merken können, so könnte sie doch wenigstens Andere um die Bedeutung fragen . . .

Endlich legte sich die Baronin zu Bett. Man brachte Mimi zu einer Tante, wo es viel Spielzeug gab und am nächsten Tag sagte man ihr, der kleine Dskar sei im Garten unter den Hortensias gefunden worden. Mimi wußte aber sehr wohl, daß die Hortensias nur Blumen und keine Früchte tragen.

Als Mimi ihre Mutter wiedersehen durfte, fand sie dieselbe sehr bleich und abgemagert. Und da sagte man, daß es ihr nunmehr besser gehe! . . . Das war drollig. Die Gesichte mit den Hortensias hing augenscheinlich mit dem Postskriptum zusammen. Aber wie?

*

Aus dem ersten Zusammewirken des freiherrlichen Ehepaares war noch eine andere Tochter hervorgegangen. Die Sonne von 1866 hatte ihre ersten Liebesnester erwärmt. — Carmen — so hieß ihre ältere Tochter — zählte jetzt zwanzig Jahre und es stund zu erwarten, daß sie in Bälde das leb-



hafte Verlangen kundgeben werde, aus ihrer Mutter eine Schwiegermutter und Großmutter zu machen. Carmen war eine kleine, mollige Brünette mit vollen, sinnlichen Lippen, die augenscheinlich nach Küffen dürsteten und mit dunklen Augen, die unter ihrer Capote à la Genlis in seltsam beredter Weise funkelten. Wenn eine solche Jungfrau dem Sterblichen, der ihr seine Liebe und was drum und dran hängt, widmen will, eine Mitgift von einer halben Million zu bieten hat, braucht ihr Myrthenkranz nicht lange zu warten.

Carmen durfte denn ihre Wahl treffen und sie wählte. Den Frauen gefällt die Mittelmäßigkeit, wenn sie sich mit genügender Arroganz umgibt. Ihre feine Witterung führte sie denn zu dem häßlichsten, hohlköpfigsten und grotesksten ihrer Bewerber, zu dem kleinen Grafen Pöchlär, einem abgetakelten Lebemann und vorzeitigen Greise, der seine Pferde mit großer Eleganz zu lenken verstand und große Bleibergwerke in der Krain besaß.

„Den werde ich zum Mann nehmen“ hatte Carmen mit jener Entschiedenheit gesagt, die in ihrem Charakter lag. Die Mutter sagte ja; warum hätte sie auch ihre Zustimmung versagen sollen. Im Grunde ist ein Mann so viel werth wie der andere. Und so fand denn die Verlobung statt.

Einige Tage vor der Unterzeichnung des Ehevertrages las Carmen ihrer Mutter einen Brief vor, den sie von Zolanthe von Hainburg, ihrer besten Freundin erhalten. Zolanthe schrieb von plötzlichen Hindernissen, die sie wahrscheinlich abhalten würden, zur Hochzeit zu kommen.

Carmen war trostlos. Wie sollte sie ohne ihre beste Freundin heirathen?

— Du hast auch ein Postskriptum! bemerkte die Mutter.

In diesem Augenblicke kam Mimi vorbei.

Wie? sagte sie sich, Carmen hat auch ein Postskriptum . . . Dann, mein Gott! . . . Dann wird ja Mimi einen kleinen Neffen bekommen! . . .

Am Abend kam der Bräutigam, der kahlköpfige Graf Pöchlär.

In einem Augenblicke, da sie ihn allein traf, nahm die kleine Mimi ihn beiseite und sagte:

— Du mußt wissen, Schwager, unsere Carmen hat ein kleines Bébé.

— Pfiui! Mimi; welche dummen Reden! . . .

— Ja, sage ich Dir; man will es nur nicht sagen, aber ich weiß es. Sie hat ja schon das Postskriptum.

Der Graf sank vernichtet auf eine Causeuse.

Nein, wer hätte Das geglaubt! Eine so ehrbare Familie!

. . . Dank dem Postskriptum ist die Baronin noch immer nicht Schwiegermutter.



Gräfin Irene.

Es lag der Mond, ich eilte zum Gestade
Des Sees, der vor dem Grafenschlosse ruht,
Es lag die marmorne Bajade
Wie Schaumensliegen auf der Fluth.

Das schöne Haupt, die herrlichrunde Hüfte,
Die vollen, schlanken Glieder gleißten avell;
Dum Parke rings die Würzgedüfte
Berauschten mich, ein Götterquell!

Da warst Du plötzlich aufgetaucht im Dunkel
Und sah'st, wie ich zuvor, nach jenem Weib;
Dann traf mich selbst des Aug's Gefunkel,
Als hät' es stürmisch: O verbleib!

Und ich verblieb. — Die Juninacht verrauschte,
Wie jenes Spiel der Tausendeinennacht —
Doch sie verschweigt, was sie erlauschte,
Und was so selig mich gemacht.

Und Frühlicht schwang sich auf im Osten,
Da rief ich laut zum Marmor hin:
Verstirke! Ach, ich durfte kosten
Von schön'r em Teibe, Teufelin!

Omar Pascha.

Pfingstrose.

(18)

Roman von Armand Silvestre.

Sie lenkten ihre Schritte nach einer Linden-Allee, deren Blüthenduft gleichsam einen süßen Rausch in den Seelen erregte. Am Ende stand eine kleine Laube, von Saizblatt dicht umspinnen, einem kleinen Tempel gleichend und wie geschaffen für die heimlichen Freuden der Liebe. Als sie an einem Rosenstrauch vorbeikamen, blieb Pfingstrose mit ihrem Kleide daran hängen und das Mädchen bemerkte:

— Der Rosenstrauch verlangt, daß ich noch eine Rose für Sie pflücke.

Es war in der That derselbe Rosenstock, von dem sie vor zwei Tagen die Rose für ihn gepflückt hatte.

— Nein, nein! sagte Maxime.

Und in einer Regung von Zärtlichkeit für die ganze Welt, die von dem Glücke kam, das dieses Wort des Mädchens ihr bereitete, zog er einen Zweig des Rosenstrauches an seine Lippen und küßte eine Rose am Stengel. Als er den Zweig wieder fahren ließ, fielen einige Blätter der Rose zur Erde. Es war, als sähe er seine Illusionen wieder zerflattern; was bewies denn schließlich dieses freundliche Wort des Mädchens?

Sie sprachen nichts mehr, sondern lehnten still an dem Lattenwerk der Laube, die sie betreten hatten. Durch das Laubdach fiel ein Mondstrahl herein, der einen Silbersehleier über das dunkle Haupt des Mädchens zu breiten schien. Wie lange Maxime so neben der Geliebten gesessen, wußte er selbst nicht; aber endlich nahm er sie in seine Arme, wandte ihr Gesicht zu dem seinigen und fragte mit ersterbender Stimme:

— Rose, liebst Du mich?

Mit einem langen Kusse, in dem ihre ganze jungfräuliche Seele lag, erwiderte sie:

— Du weißt es ja.

Und sie machte sich aus seiner Umschlingung los, während er sich an die Latten stützen mußte, um nicht im Uebermaße seines Glückes ohnmächtig hinzusinken.

Jetzt knisterten leise Schritte auf dem Gartensande. Helene kam vorüber; ohne Zweifel suchte sie Rose. Hatte sie etwas gesehen?

Was kümmerte es ihn?

Doch Pfingstrose war schon fort.

XIV.

Ja, was kümmerte er sich darum? Er war geliebt! Was lag an allem Uebrigen? Die ganze Welt um ihn herum konnte einstürzen und unter ihren Trümmern alle Jene begraben, die er selbst bisher zu lieben geglaubt hatte. Wie ein Trunkener stieg er in sein Zimmer hinauf, heimlich wie ein Geiziger, der einen Schatz mit sich führt. Kaum fand er die Kraft sich zu entkleiden, um sich auf sein Bett hinzustrecken, den Kopf in den Händen und fast leidend unter dem Uebermaße seines Glückes. Er schluchzte und biß an dem Kopfpolster, als suchte er die Lippen des geliebten Mädchens. Dieser heftige Gemüths-Zustand wich dann einer lieblichen Ekstase und alles Glück, das seiner harrete, erschien ihm in einer Vision, gleich einem Strauß von Lilien, die seinem eigenen Herzen entsprossen.

Er sah sie am heiligen Tage der Hochzeit, in weißem Kleide, eine Jungfrau unter den Jungfrauen, glücklich und verschämt zum Altar schreitend, rosig unter den weißen Hüllen, wie ein Strahl der Morgensonne unter den Dunstwolken des Horizontes. Und es drängte ihn, sich auf die Kniee zu werfen, wie um vor einem Madonnenbilde zu beten.

Es dünkte ihm Heiligthums-Schändung, an das Glück zu denken, welches nachher seiner harren wird. Er wollte weiter denken, an die spätere Zeit, da sie Mann und Weib geworden, ihre Existenzen zu einem gemeinsamen Loose von Zärtlichkeit und Aufopferung vereinigt haben würden, Hand in Hand durch die Zeiten wandelnd, welche die Liebenden nicht zu trennen vermag. Der Morgen dämmerte, als er seine Augen zum Schlummer schloß.

Die Erste, die in sein Zimmer trat, war Helene, jene Helene, für die er keinen Gedanken gehabt in dieser Nacht, die er so rasch vergessen, die gestern Abend vielleicht Alles gesehen und gehört hatte und jetzt vielleicht kam, um für ihre schmählich betrogene Liebe Rechenschaft von ihm zu fordern. Er war sehr verwirrt und warf einen unruhigen Blick auf Helene, wie um ihre Gedanken zu errathen. Sie war sehr ruhig und hatte augenscheinlich mit großer Sorgfalt die letzten Spuren ihrer Thränen getrocknet. Sie setzte sich neben ihn und sagte in einfachem, harmlosem Tone:

— Findest Du nicht, mein Freund, daß Rose, die jetzt schon ein großes Mädchen ist, sich ein wenig vertraulich mit Dir benimmt?

Reckte sie ihn oder meinte sie Das ehrlich? Er wußte nicht, was er ihr antworten sollte. Sie sagte ihm bei der Hand und mit einem Lächeln, das ihm traurig dünkte, fuhr sie fort:

— Nicht als ob ich eifersüchtig wäre, mein Maxime. Ich weiß, daß unsere Liebe so lange dauern wird, wie wir selbst und Du weißt es ebenfalls. Mein ganzes Leben habe ich auf diese Liebe gesetzt und Du schuldest mir zu viel Glück,

als daß Du Dies jemals vergessen könntest. Darum darfst Du nicht schlimm aufnehmen, was ich Dir sagte; es geschah nur um des Wohles unserer Tochter willen.

Diese Worte und besonders die Worte „unsere Tochter“ verursachten ihm ein furchtbares Mißbehagen; ihm war, als würde ein Pfeil ihm durch den Leib fahren. Hatte Helene wirklich ihr Geheimniß durchschaut und sprach sie nur, um sich Beruhigung bei ihm zu holen? Er war zu ehrlich, um den traurigen Muth hiezu zu finden. Sein ganzes Wesen empörte sich gegen eine solche Lüge in extremis. Er war auf der Folter und fand kein Wort zu sagen. Mechanisch drückte er die Hände, welche Helene ihm überlassen hatte; er hatte nicht die Kraft, sie mit Worten zu täuschen. Sie bot ihm den Mund und der Kuß, den er darauf drückte, war ihm wie eine bittere Frucht, die ihm von den Lippen fällt.

Als sie fort war, mußte er mit sich zu Rathe gehen, um eine Situation zu prüfen, die nicht so fort dauern konnte und zu einer raschen Lösung drängte. Aber was frommte ihm das Nachdenken? Er hatte seinen Entschluß gefaßt. Alles war ihm möglich, nur nicht der Verzicht auf Rose. Helene war daher im voraus geopfert und es wäre nur eine weitere Heuchelei gewesen, zwischen zwei Gefühlen von so ungleicher Stärke zu kämpfen.

George Sand hat das wunderbare Wort geschrieben, daß Denjenigen das Leben leicht ist, die nicht mehr mit ihrem Gewissen zu rechnen haben. Maxime war aber noch nicht so weit; es wohnte vielmehr ein großes Bedürfniß nach Redlichkeit in ihm. Da er das Ergebnis seines Nachdenkens schon im voraus festgestellt sah, blieb ihm nichts Anderes übrig, als den geringen Rest von Gewissensbissen, der mit dem Verrath stets einhergeht, durch Sophismen einzuschläfern. Denn es ist immer peinlich, zu betrügen, und noch peinlicher, sich undankbar zu fühlen. Dies ist die erste Strafe für unsere natürliche Schwäche.

War er es Helenen wirklich schuldig, ihr sein ganzes Leben und seine Liebe zu opfern. Gewiß, sie war ihm eine reizende und bewunderungswürdig ergebene Geliebte gewesen, sie hatte ihn in der That seit zwanzig Jahren unablässig geliebt. Aber hatte er ihr nicht das männliche Glück mit derselben Hingebung gewidmet? Indem sie sich nun trennten, hatten sie von einander nichts zu fordern. Hatte sie ihm etwas von ihrem Leben opfern müssen? Nein; sie hatte dasselbe ruhige und geachtete Dasein geführt, als wenn sie keinen Geliebten gehabt hätte. Ach ja, wenn sie genöthigt gewesen wäre, ihren Mann zu verlassen, Das wäre eine andere Sache. Dies bindet für immer einen Mann an die Frau, deren Ehre und Zukunft er verwirrt hat. Es lag demnach nichts Sträfliches in dem Plane, den er gefaßt hatte. Er hatte nichts zu fürchten, als das große Leid, das er dieser armen Frau zufügen würde, — und daran dachte er allerdings mit Schrecken. Aber würde er nicht Pfingstrose dasselbe Leid zufügen, wenn ihm der — übrigen unmögliche — Gedanke käme, eine Wahl zwischen den beiden Frauen zu treffen und bei Helenen zu bleiben? Hatte sie ihm nicht ebenfalls gesagt, daß sie ihn liebe? Hatte sie ihm Dies nicht bewiesen, indem sie ihm ihren Mund überließ, was einer Verheißung ihrer selbst gleichkam?

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Redaktion und Verlag: Budapest, Grenadiergasse 8.

Verlag von Gustav Grimm in Budapest.

Druck von F. Buschmann Budapest, Kronprinzgasse 8, Karisch-Bazar.